

Maynat Kurbanova

ZUR EIGENEN ERINNERUNG

Aus dem Russischen übersetzt von Renate Reschke

In Grosny wohnte ich in einem Haus mit den wunderlichsten Käuzen dieser Welt, einer wie der andere unwiederholbare Typen.

Die eine Nachbarin, berühmt für ihr Brot, das sie im hungrigen Kriegswinter aus Abfällen, Essig und ranzigem schwarzem Zeug, einmal Mehl geheißen, zusammenrührte und im Hof auf offenem Feuer unter dem pausenlosen Pfeifen der Geschosse backte, war nicht minder bekannt für ihre, in einem besetzten Gebiet unschickliche Furchtlosigkeit, mit der sie russischen Soldaten, sobald sie ihrer ansichtig wurde, Verwünschungen ins Gesicht schrie. Abends saß sie beim flackernden Licht eines schmutzigen ölgetränkten Lappens, der die Kerze ersetzte - Strom gibt es in diesen Gegenden bis heute nicht -, und schrieb, qualvoll die Worte wählend, lange Briefe an Rußlands Präsidenten Putin, und ich hatte die ehrenvolle Aufgabe, sie ins „große Land“ zu befördern.

Einmal erzählte sie, daß sie jeden Morgen nach dem Erwachen lange ihren Körper abtaste und sich von Kopf bis Fuß betrachte. Es komme ihr ständig so vor, als hätte sie sich in der Nacht, einer wie stets schlaflosen Nacht, in ein Ungeziefer verwandelt wie Kafkas Handlungsreisender.

Ein anderer Nachbar, ein verrückter tschetschenischer Dichter, der seine Unbekanntheit, vor allem aber seine kreatürliche Angst vor dem Geheul der Bombenflugzeuge bei ebenso billigem wie giftigem selbstgemachtem Wodka zu vergessen suchte, ging nachts auf den Hof und deklamierte lauthals Gedichte, von denen man nicht wußte, ob sie von ihm stammten, von Lermontow oder Rimbaud.

Die schöpferischen Ausbrüche meines Nachbarn verstärkten die Schlaflosigkeit meiner Nachbarin, und die von den trostlosen Tagen zermürbten Bewohner in ihren zerbombten Häusern hörten nächtelang die Schimpftiraden der beiden, die zuerst, zum Warmwerden, sich gegenseitig verwünschten, dann, in Fahrt kommend, alle Präsidenten der Welt, vom russischen bis zum amerikanischen; seltsamerweise bezogen sie Gadaffi mit ein und ließen auch Schröder nicht ungeschoren. Gegen Morgen beendeten sie ihr Wortgefecht mit einem erlesenen Fluch an die Adresse des von aller Welt, außer von den beiden Verrückten, vergessenen Pérez de Cuellar, der sich in der Geschichte der Menschheit nur dadurch hervorgetan hatte, daß er eine Zeit lang Generalsekretär der UNO war. Dieser in einer Zeit des hypothetischen weltweiten Kampfes gegen den Terrorismus unaktuelle Mann fiel den beiden Grosnyer Verrückten unerklärlicherweise immer im Morgengrauen ein, wenn die verstummte Stadt in Erwartung eines neuen blutigen Tages für kurze Zeit erstarb.

Und im Morgengrauen setzten sich russische Piloten fern unserer Behausungen feierlich an die Steuerknüppel ihrer Flugzeuge, und bald unterbrach das Geheul der ersten Bomber, alle Gehirnwindungen durchdringend und alle Nervenfasern zerfetzend, das ausgefeilte Wettfluchen des tschetschenischen underground.

Wie mir jetzt in der unerträglich hallenden Stille der Münchner Wohnung die Wortgefechte meiner vom Krieg verrückt gewordenen Nachbarn fehlen! Es gibt sie nicht mehr.

Der Dichter wurde Anfang 2001 getötet. Sein Tod war bis ins Absurde symbolisch – während des üblichen Beschusses schlug eine russische Granate neben ihm ein und zersiebte ihn mit Splintern, und sein Lieblingsgedicht, das der russische Dichter Lermontow über den ein Jahrhundert zurückliegenden russisch-tschetschenischen Krieg geschrieben hatte, verstummte bei den Worten: „Armsel’ger Mensch, so dachte ich, was will er denn mit seinem Streben? Hell ist das hohe Himmelszelt, und Platz für alle in der Welt ...“

Seine ewige Opponentin, die furchtlose Schumka, wurde vor anderthalb Jahren von einem betrunkenen russischen Soldaten erschossen. Das geschah am frühen Morgen, direkt unter den Fenstern ihrer Wohnung... So blieben ihre Briefe an Putin ungelesen. Und sogar unabgeschickt. Schumka erfuhr nicht mehr, daß ich alle ihre Briefe unter der eingestürzten Wand meiner geplünderten und zerstörten „Bleibe“ versteckt hatte. Ich hatte ihr jedesmal beteuert, das jeweilige Schreiben abgeschickt

zu haben, wobei ich mich meiner gewissenlosen Lüge schämte, aber ihr verwirrtes Bewußtsein hätte die Wahrheit nicht mehr aufgenommen – wie sollte ich ihr erklären, daß es schon seit vielen Monaten in Grosny keine Postämter mehr gab, daß die Postboten tot oder geflüchtet waren oder sich wie wir in schmutzigen feuchten Kellern versteckten, wo sie ihr „Wohnrecht“ gegen dürre und unglaublich frech gewordene Ratten verteidigten, die einem das Essen direkt aus der Hand zu reißen versuchten?

Zu Beginn des Krieges ging ich, wenn die Intensität der Kämpfe vorübergehend nachließ, durch Grosny und zählte die Leichen. Männer, Frauen, Kinder, Soldaten, Hunde, Kühe ... Es gab so viele Leichen, daß die noch Lebenden nicht wußten, was sie mit ihnen tun sollten. Die gefrorene Erde aufzuhacken war unmöglich, außerdem reichte die Zeit nicht, alle Getöteten zu beerdigen, denn es wurde fast pausenlos gebombt.

Wir bedeckten die Toten mit Schnee, manchmal auch mit angetauter Erde oder mit Trümmern der zerstörten Häuser. Nur, um nicht achtlos an ihnen vorbeizugehen, nur, damit die verwilderten Hunde den Toten nicht gleich die Gesichter anfraßen.

Wenn ich damals mit steifgefrorenen Händen etwas Erde zusammenscharfte, um wieder einen Märtyrer dieses noch ganz frischen, gerade erst begonnenen Krieges damit zu bedecken, dachte ich: Hätte ich die Möglichkeit, mich an denen zu rächen, die meine Freunde, meine Nachbarn, meine Verwandten oder

mir ganz unbekannte Menschen in blau angelaufene leblose Körper verwandelt hatten, in blutige Masken, erstarrt in den unwahrscheinlichsten Haltungen, so, wie die MPi-Garben oder Bombensplitter sie ereilt hatten, ja, hätte ich die Möglichkeit, sie alle zu rächen, wie viele Menschen müßte ich dann töten, bis ich Genugtuung empfände, bis der Rachedurst gestillt wäre?

Ich wußte damals nicht, daß noch zehn Jahre Krieg bevorstanden, daß das Vergraben der im Bombenhagel Getöteten und das Wiederausgraben für eine Umbettung alltägliche Realität für alle werden würde, die in diesem Krieg überlebten. Auch für mich.

Etwas später, als wir gelernt hatten, den scheinbar unsystematischen Terminplan der Luft- und Artillerieangriffe zu „systematisieren“, stieg ich nachts in meine Wohnung hinauf, wo ich zwischen zwei stehengebliebenen Wänden ein Bett mit herausspießenden Sprungfedern stehen hatte. Eine Matratze besaß ich nicht, aber akkurat nebeneinandergelegte Bücher ersetzten sie vollauf. Bücher erwiesen sich überhaupt als Allheilmittel in Kriegszeiten. Sie wärmten uns, wenn wir den Ofen mit ihnen heizten - oft hatten wir kein Brennholz mehr und konnten wegen des ewigen Beschusses kein neues beschaffen. Und sie ernährten uns, wenn wir auf einem Bücher-Feuerchen eine Suppe kochten oder Wasser aus getautem Schnee erhitzten. Bücher stützten den Tisch, wenn dieser Granatsplitter abbekommen hatte und nur noch ein wackliger Invalide auf drei oder auch nur zwei Beinen war.

Aber das Wichtigste – wir konnten sie lesen.

Und wir lasen. Sicherlich waren in jenen Tagen des Wahnsinns die Bewohner von Grosny, obwohl sie hungrig und verschmutzt waren und wegen des starken Beschusses wochenlang kein Tageslicht sahen, die eifrigsten Leser auf der Welt.

Und damals, zwischen Hunderten von Büchern, die ich in völlig unlogischer Reihenfolge verschlang, stieß ich bei Malraux oder Osho auf ein sufisches Gleichnis.

Ein in der Wüste eben erst gehenkter Verbrecher, vielleicht auch nicht Verbrecher, sondern nur ein Unglücklicher, den jemand kurzerhand gerichtet hat, ertastet unter unglaublichen Mühen mit den Fingerspitzen den Sand und zeichnet Mäuse. In seiner Lage ist das die einzige Bewegung, die er machen kann. Aber er könnte ja auch still in seiner Schlinge verröcheln, ohne seine letzten Minuten mit dieser Anstrengung zu belasten. Doch allmählich erwachen die gezeichneten Mäuse zum Leben, nagen den Strick durch und befreien den Gehenkten.

Ich habe darüber nachgedacht, was ich in den letzten Jahren in Tschetschenien gemacht habe, in der vom Unglück heimgesuchten Stadt Grosny, wo alle Anstrengungen an einer blinden Mauer von Gesetzlosigkeit und menschlicher Grausamkeit zerschellen, wo die wenigen, die nach Wahrheit und Gerechtigkeit suchen, erbarmungslos drangsaliert oder verhöhnt werden, wo die Hoffnung, von der man sagt, daß sie als letztes stirbt, längst tot und dem Vergessen anheim gegeben ist.

Und ich habe gedacht, daß meine journalistische Arbeit vielleicht jenen Mäusen vergleichbar war, die der Gehenkte in der Wüste zeichnete. Leider konnten meine Mäuse keinen der Menschen retten, über die ich schrieb, die getötet oder gefoltert oder gedemütigt wurden. Und dazu verurteilt sind, vergessen zu werden.

Sie konnten niemanden retten, aber in der schweren Zeit der totalen kollektiven Schizophrenie halfen sie immerhin mir durchzuhalten. Durchzuhalten und noch immer meine Zugehörigkeit zur menschlichen Rasse zu spüren. Und vielleicht können diese Mäuse, wenn sie auch nicht das Leben der von mir geschilderten Personen zu retten vermochten, mein Gewissen retten ...

Wir verschlangen Tonnen von Büchern, von Joyce, an den sich in früheren Zeiten nicht jeder heranwagte, bis zu alten Lehrbüchern über Ackerbau, von Broschüren über Molekularphysik bis zu den gesammelten Werken von Wladimir Iljitsch Lenin. Lenin - auf dem nach ihm benannten Platz waren 60 Jahre zuvor, im grimmigen Februar 1944, Hunderttausende Bücher tschetschenischer Autoren verbrannt worden. Ebenfalls im Februar 1944 waren die Tschetschenen unter einer erfundenen und durch und durch verlogenen Anschuldigung nach Kasachstan und Sibirien deportiert worden, und um die niedergeschriebene Geschichte, alle Zeugnisse der alten Kultur dieses „wildes, nicht besserungsfähigen“ Volkes vom Angesicht

der Erde zu tilgen, hatten die treuen Nachfolger Lenins die Bücher verbrannt.

Dieses Autodafé dauerte drei Tage.

Drei Tage lang schleppten die Bolschewiki aus Stadt- und Dorfbibliotheken Bücher auf den zentralen Platz der tschetschenischen Hauptstadt, voluminöse alte Folianten aus Privatsammlungen der nationalen Intelligentsia, Manuskripte von Theologen, die lange vor dem denkwürdigen Februar 44, noch während der Hinrichtungsorgien der dreißiger Jahre, als „Andersdenkende“ erschossen worden waren, da sie sich geweigert hatten, an die Allmacht Lenins und seiner neuen Ideologie des bolschewistischen Atheismus zu glauben, und statt dessen an der Allmacht Gottes festgehalten hatten.

Drei Tage und drei Nächte hatte der Scheiterhaufen auf dem Lenin-Platz in Grosny gebrannt. Nur dreihundert Meter von eben diesem Platz entfernt, als wollten wir die unabänderliche Tatsache bestätigen, daß die Geschichte sich in zahllosen Kreisen, in zyklischer Wiederholung vollzieht, lasen und verbrannten wir Bücher, im Keller, wo wir Schutz suchten vor den Bomben der Nachfolger des immer noch unsterblichen Lenin, der an einem sonnigen Sommertag auf diesem Platz von seinem Sockel gestürzt wurde, aber noch genauso unsterblich ist wie der böse Zauberer Kastschej im russischen Volksmärchen ... Vom Sockel gestürzt wurde er vor fünfzehn Jahren vom Volk, das den Schlaf abgeschüttelt hatte und an die Möglichkeit eines



neuen Lebens glaubte, frei von kommunistischen Idolen, von bolschewistischer Menschenfeindlichkeit.

Ich erinnere mich an diesen Tag.

Im Stadtzentrum waren Tausende Menschen aus ganz Tschetschenien zusammengeströmt. Im fernen und stets feindseligen Moskau hatte es einen Putsch gegeben, und die Tschetschenen gingen auf den Hauptplatz der Stadt, um ihr „Nein“ zu sagen zu diesem Putsch, zum Kommunismus, zu einem Weg „BACK IN THE USSR“ und damit auch zu Lenin. Sie beschlossen, den „Führer des Proletariats“ vom Sockel zu stürzen. Irgendwo fanden sie Stahltrossen, riesige Ringe und noch anderes Gerät ... Nun mußte jemand an dem riesigen Körper des Bronzegötzen hinaufklettern, um das Drahtseil an Lenins Kopf zu befestigen.

Bewerber gab es viele. Junge und weniger junge Männer, von athletischem Körperbau und von kränklichem Aussehen, im guten Anzug mit Schlips und in dörflicher Tracht, sie alle wollten als erste dieses geschmacklose Standbild erklimmen, das mit ausgestreckter Bronzehand in die lichte kommunistische Zukunft wies, wollten Vergeltung üben, späte Befriedigung schöpfen aus der späten Rache für alle jene, die von dem Monster und seinen Nachfolgern getötet worden waren, für die Familienangehörigen, die das bolschewistische Regime verkrüppelt hatte, für die Eltern, die in den eisigen kasachischen Steppen umgekommen waren, für sich selbst, die sie Jahr um Jahr in Lüge und Heuchelei hatten leben müssen, in einer Zeit,

wo schon ein im eigenen Haus verrichtetes Gebet zu Gott ins Gefängnis führen konnte und ein unvorsichtig ausgesprochenes Wort in den Tod.

Ich stand da und beobachtete dieses unwahrscheinliche Schauspiel. In meiner Schulzeit hatte in jedem Klassenzimmer ein Bild des Götzen gehangen, die geheiligten Worte „Lenin hat gelebt, Lenin lebt, Lenin wird leben“ waren mir eingebleut worden, bevor ich lesen und ein Gebet sprechen konnte, ich war vollgepumpt mit Geschichten über die Menschlichkeit des Führers aller Zeiten und Völker; ich trug als Komsomolzin ein Abzeichen mit dem Bild des Führers, aber ich kannte auch die bittere Geschichte meines Volkes, die seit der ersten Berührung mit dem nördlichen Nachbarn die Geschichte der Ausrottung der Tschetschenen war, die Geschichte unerklärlich grausamer Versuche von Unterwerfung und Befriedung, und ich kannte die persönliche Geschichte meiner Mutter, deren Eltern während der Deportation in Sibirien gestorben waren, ohne ihre Heimat wiederzusehen – ihre Mutter vor Hunger, ihr Vater an den Folgen einer Kriegsverletzung; ich kannte die Geschichte meines Vaters, dessen beide Brüder von der Sowjetmacht in den 30er Jahren erschossen worden waren; er selbst hatte zehn Jahre in den Lagern des Archipel GULAG zugebracht, und als ich nun das sich mir bietende Schauspiel betrachtete, ergriff mich Schrecken und Andacht.

Mit Andacht, mit einer gewissen Sorge, aber auch mit der Begeisterung des sechzehnjährigen Dorf Mädchens beobachtete

ich die vergeblichen Versuche vieler Freiwilliger, die zwanzig Meter hohe Statue bis zum Kopf Lenins emporzuklettern. Schließlich trat ein magerer, lang aufgeschossener Mann vor, und ich dachte, daß der es bestimmt nicht schaffen würde, so schwächlich wie er aussah. Dann blickte ich dem Mann ins Gesicht und erkannte ihn – es war Mussa Dakarow, Mitarbeiter der Kinderzeitschrift „Raduga“, deren Redaktion damals der fortschrittlichste Ort in Tschetschenien war; dort wurden mit unerhörter Kühnheit und Dreistigkeit antikommunistische Ideen erörtert, dort versammelten sich die demokratisch gesonnene nationale Intelligentsia, Dissidenten und die tschetschenische Boheme, dort ging auch ich manchmal hin, um meine kindlichen Gedichte und Erzählungen an den Mann zu bringen, vor allem aber, um in der Zugehörigkeit zu diesem erstaunlichen Ort und zu diesen mutigen und klugen Menschen meine eigene Bedeutsamkeit zu spüren. Es überraschte mich außerordentlich, daß es ausgerechnet Dakarow, einem wortkargen Intellektuellen, der das Literaturinstitut in Moskau absolviert hatte, ein Institut, an dem damals nur wenige Auserwählte der politisch ewig „unzuverlässigen“ Tschetschenen studieren durften, der die russische Poesie des Silbernen Zeitalters wunderbar ins Tschetschenische übertragen hatte und auch selbst Gedichte schrieb, daß es ausgerechnet diesem schwächtigen und, wie es schien, nicht mit physischer Kraft gesegneten Mann endlich gelang, den monumentalen Bronzeberg zu erklimmen, wobei er mit seinen mageren Armen und Beinen die ganze Geschichte

dieses Landes umklammerte, das zerquälte Gedächtnis seines Volkes, die jahrzehntelang gehegten Träume der Befreiung vom bolschewistischen Joch.

Fünf Jahre später kam Dakarow bei Straßenkämpfen in Grosny unweit des denkwürdigen Lenin-Platzes ums Leben, bestätigte mit seinem Tod ein übriges Mal die zyklischen Wiederholungen in der Geschichte.

Aber die Geschichte des Denkmals ist damit nicht abgeschlossen. Die Leute schleiften es zur Brücke über die Sunsha, die ganz Grosny durchfließt, und warfen es dort ins Wasser, an der Stelle, wo am anderen Ufer das alte KGB-Gebäude stand, das in den blutigen dreißiger Jahren als Gefängnis, als Erschießungsstätte und als Mühle zum Zermahlen der Getöteten diente und noch früher, in zaristischen Zeiten, das offizielle Gefängnis gewesen war, aus dem in all der Zeit nur ein einziger Mann die Flucht geschafft hatte, Selimchan, ein tschetschenischer Abrek (Freiheitskämpfer, ursprünglich Räuber), der sich wie Tausende vor ihm und nach ihm gegen das russische Joch erhoben hatte und dafür viele Jahre von der Macht verfolgt wurde, ein Mann, der als tschetschenischer Robin Hood in die Geschichte seines Volkes einging, der die russischen Häscher ein Jahrzehnt lang in Angst und Schrecken versetzte, ein „Bankräuber und Staatsverbrecher“ für Rußland, ein Beschützer des Volkes und ein Held aber für die Tschetschenen; er schrieb einen Brief an die russische Staatsduma, in dem er einzig darum bat, seine Angehörigen und Mitdörfler nicht zu

bestrafen: „Für mich erwarte ich weder Schonung noch Gnade, aber es wäre mir eine große moralische Genugtuung, wenn die Volksvertreter begriffen, daß ich nicht als Abrek geboren wurde, ebenso wenig wie mein Vater, meine Brüder und Kameraden als Abreks geboren wurden ...“ Doch wie in Rußland seit eh und je üblich, blieb dieser Brief die Stimme eines Predigers in der Wüste, die Russen töteten seinen achtzigjährigen Vater, seine beiden Brüder, seinen ältesten Sohn, viele Mitdörfler und andere Menschen, die verdächtig waren, mit dem Abrek zu sympathisieren, und schließlich, nach fast zehn Jahren Verfolgung, ihn selbst, als er schon ein kranker Greis war.

Das Denkmal wurde also ins Wasser geworfen, unweit des Zirkus von Grosny, des besten im Nordkaukasus. Ich habe ihn in meinem Leben nur zweimal von innen gesehen. Das erstemal war ich dort als kleines Mädchen zusammen mit anderen Dorfkindern, die sich in der Schule hervorgetan hatten, und sah das Gastspiel einer durchreisenden Truppe von Dresseuren, die geschickt mit riesigen Elefanten und zu meinem Entsetzen mit dicken trägen Pythons umgingen; das zweitemal wurde ich, inzwischen Journalistin einer Moskauer Zeitung, verhaftet wegen des Verdachts, auf Seiten der tschetschenischen Kombattanten als Scharfschützin gekämpft zu haben, an einem Märztag 2000 zum Verhör in den Hof des Zirkus geführt, der inzwischen gänzlich zerstört und in eine Bastion russischer Truppen verwandelt worden war; er ist bis auf den heutigen Tag Sperrgebiet, und niemand weiß, wie viele eilig verscharfte

Leichen dieser ehemalige Ort kindlicher Begeisterung beherbergt und wieviel es an dem Tag sein werden, an dem, wenn überhaupt, die ruhmreiche russische Armee dieses Land endlich verlassen wird.

An jenem Tag schaufelte ich mir zweimal ein Grab, um dann nach dem an mich gerichteten Befehl „Zur Erschießung!“ am Rand der eigenhändig geschaukelten flachen Grube zu stehen und abgestumpft darüber nachzudenken, daß sich nun der Kreis meines Lebens schloß.

Ich wollte mir mein verflossenes Leben in Erinnerung rufen, wollte an etwas traurig Erhabenes denken, wie es dem Moment entsprach, aber ich empfand nur die Sinnlosigkeit all der stummen, nicht wiederzugebenden Aufwallungen, die einst meine Seele gequält und die Freude am eigenen Leben, an jedem in seiner Unwiederholbarkeit schönen Tag zerfressen hatten. Plötzlich begriff ich mit betäubender Klarheit, daß ich eigentlich nichts zum Erinnern hatte, daß alles bis zu diesem letzten gefrorenen Erdklumpen, den ich aus der für mich selbst geschaukelten Grube geworfen hatte, auf dem Zirkushof, wo mir nun das Todesurteil verkündet worden war, daß all die verschlungenen, schrecklichen Wege, über die ich stumm geirrt war, außerstande, meine Sprachlosigkeit gegenüber der neuen Realität zu überwinden, in der die Menschen in Grausamkeiten miteinander wetteiferten, daß all die Wege nur dazu da gewesen waren, mich an einem frostig-sonnigen Märztag des neuen Jahrtausends hierher zu führen, mich dahin zurückkehren zu

lassen, wo mein kurzes und offenbar sinnloses Leben begonnen hatte.

Der Kreis schloß sich, nur noch dieser Umstand hatte jetzt Bedeutung. Es war ein fast freudiges, ein fast befreiendes Gefühl, daß sich endlich alles vollenden würde. Mir zu Füßen stand traurig meine Tasche mit ein paar Dutzend Büchern, die ich aus Grosny hatte schaffen wollen: Borges und Woolf, der ewig aktuelle Dostojewski und der gar nicht aktuelle Tolstoi, außerdem ein Bildband des Malers Roerich, mit der „Verurteilten Stadt“ auf dem Umschlag - seltsame Ironie des Schicksals. Und noch ein kleines Notizbuch mit Ortsangaben von Massengräbern der „friedlichen Bewohner“ meines provinziellen und doch in der ganzen Welt bekannten Städtchens.

Wenn ich mich jetzt daran erinnere, denke ich an die finsternen, unerklärlichen Instinkte, die Menschen dazu bringen, andere Menschen zu töten, Menschen, die sie nicht kennen, die sie nie gesehen haben bis zu dem Moment, wo aus den finsternen Tiefen der pervertierten Seele das brennende, unerklärliche Gefühl der Überlegenheit aufsteigt, gepaart mit der Möglichkeit, dem Wunsch und dem Vermögen zu töten, bis zu dem Moment, wo es plötzlich ganz leicht ist, angesichts eines fremden Menschen, der mit dem eigenen Schicksal nichts zu tun hat, ohne jeden Grund den Abzug der Maschinenpistole durchzuziehen; ich denke, daß alle Anstrengungen der Menschheit, ewige Werte zu schaffen und zu erhalten, daß diese Anstrengungen von

Jahrtausenden sich auf einmal als unnötig erweisen, an den Rand der Realität gedrängt sind wie unnützer Plunder und vergessen sind in dem Moment, in dem der eine die Waffe auf den anderen richtet, in dem der eine plötzlich entscheidet, daß er das Recht hat, dem anderen das Leben zu nehmen, das nicht er ihm geschenkt hat.

Das Denkmal wurde also in die Sunsha geworfen, an der Stelle, wo die Bolschewiki in den dreißiger Jahren die zermahlenen Leichen der in den Mauern jenes Gefängnisses getöteten Menschen ins Wasser geworfen hatten. An jenem Tag glaubten wir alle, daß diese Geschichte abgeschlossen sei, daß es keinen Weg dahin zurück gebe, daß vor uns ein Leben in einer freien und gerechten Gesellschaft gleichberechtigter Menschen liege, die nichts zu fürchten und nichts mehr zu verlieren hatten, denn die Ketten hatten wir abgeworfen, und neue würde es nie mehr geben.

Aber auf dem Sockel waren die riesigen Galoschen des Führers des Weltproletariats stehengeblieben, und es erwies sich als unmöglich, sie abzumontieren und ihrem Besitzer hinterherzuwerfen. Die Galoschen wurden zum Gegenstand populärer Witze unter den Einheimischen; Brautpaare und junge Genießer ließen sich davor fotografieren, man versuchte, aus ihnen Souvenirs zu machen, vergeblich, sie standen und standen und trotzten auch den stärksten Bombardements, die einige Jahre später einsetzten.



Sie wurden zum mahnenden Symbol dafür, daß Geschichte wiederholbar ist, daß der Besitzer irgendwann zurückkehrt, daß er wirklich unsterblich ist, wie seine Nachfolger immer behaupteten.

Und so stehen sie heute noch dort und verströmen Freude und kommunistische Unerschütterlichkeit, als wüßten sie, daß die Revanche nicht fern ist, daß in Rußland die Epoche des Revanchismus schon begonnen hat und daß die Sache ihres Besitzers bis auf den heutigen Tag „lebt und siegen wird“, wie die Losungen verkündeten, die damals in allen Städten der unvergeßlichen Sowjetunion, auch in Grosny, hingen.

Das Denkmal selbst tauchte ein paar Jahre später wieder auf, nachdem es in den Besitz kleiner Gauner gelangt war, die die kostbare tonnenschwere Bronze aus dem Wasser gezogen, dann lange nach einem Käufer gesucht und ihn schließlich in Sankt Petersburg, damals noch Leningrad, gefunden hatten, wonach das Denkmal für eine große Summe, wie sie sagten, in Richtung seiner historischen Heimat entschwand, wo sich seine Spuren bis auf weiteres verloren, aber wohl kaum für immer, denn wie schon der Philosoph Mamardaschwili bemerkte: „Rußland ist das Land ewiger Schwangerschaft und dummer Wiederholungen“.

An jenem Abend saß ich mit Freunden in einem Café.

Taus Issajew, ein gänzlich unpolitischer und durchs Leben vagabundierender Mensch, auf Russisch schreibender tschetschenischer Dichter und ausgebildeter Schauspieler, der

einmal über Schmetterlinge schrieb, daß „sie, getäuscht vom Glanz ihres einzigen Stelldicheins, nachts verblühen, wenn sie in der irren Ekstase des Tanzes Stäubchen ihrer Flügel verlieren“, Taus Issajew, der in Kasachstan geboren wurde und über sich geschrieben hatte: „Ich werde mein Leben lang die Heimat suchen und sie nie finden, weil ich in der Verbannung geboren wurde...“, sagte an jenem Abend mit einem seltsam strahlenden Kinderlächeln in seinem ewig traurigen und entrückten Gesicht, daß er zum erstenmal in seinen vierzig Jahren sich glücklich und frei fühle. Mit am Tisch saß Hussein Gusujew, ein Ästhet, der talentierteste der zeitgenössischen tschetschenischen Regisseure, der davon träumte, wenigstens einmal in Europa zu inszenieren, in dieser rätselhaften freien Welt, wie sie sich uns allen, die wir im Gefängnis geboren und aufgewachsen waren, damals darstellte, in Europa, wo der Künstler frei ist und die Rechte für alle Menschen gelten.

Hussein kam niemals nach Europa, er wurde in den ersten Kriegstagen getötet, vom gezielten Schuß eines Scharfschützen, eines Vertreters des unteilbaren Rußland...

Jahre später, als ich tagelang durch die zerstörte Stadt, durch die zertrümmerten Gassen meiner Erinnerungen irrte, mußte ich immer wieder an jenen Abend denken, der nirgendwo in den Annalen der Geschichte festgehalten ist und nur in meinem Gedächtnis bewahrt wird. Warum ist er so frisch und so wichtig im Elysium meiner Erinnerungen, wer wird das verstehen? Wer wird das unbegreifliche Spiel des Gedächtnisses begreifen, das

gnadenlos scheinbar wichtige und bedeutsame Dinge auslöscht und andere, auf den ersten Blick nichtige und bedeutungslose, für immer in aller Frische und Genauigkeit der Details bewahrt?

Jahre später, als ich tagelang durch die zerstörte Stadt irrte, mußte ich immer wieder an all jene denken, die ich verloren hatte, und mir schien, als wären diese Menschen wie die Schmetterlinge; getäuscht vom Glanz ihres einzigen Stelldicheins mit der Freiheit, kamen sie später zu Tausenden und Abertausenden um, als sie wie die Schmetterlinge ins Feuer flogen und Stäubchen ihrer Flügel verloren, mit Gesichtern, die erhellt waren vom Licht dieser kurzen Begegnung.

Der Lenin-Platz wurde bald darauf in Scheich Mansur-Platz umbenannt, nach dem Mann, der im 18. Jahrhundert als erster den bis dahin unorganisierten und chaotischen Widerstand der Tschetschenen gegen das Zarenregime anführte, das seit Beginn des 16. Jahrhunderts unaufhörlich blutige Versuche unternahm, das kleine Bergland zu unterwerfen. Er stammte aus dem unweit des heutigen Grosny gelegenen Dörfchen Aldy, das wie fast alle tschetschenischen Dörfer in den letzten vier Jahrhunderten einige Male seinen Standort hatte ändern und praktisch immer von neuem aus dem Nichts erstehen müssen, wenn die Russen es wieder mal niedergebrannt oder verwüstet hatten, das letztmal im Februar 2000 – da war es die erneuerte und demokratisierte Putinsche Armee, die es einäscherte und an die 200 friedliche Einwohner erschoss, die sich in jenen Tagen wie wir alle vor den Bombenteppichen in Kellern versteckten. Damit

gelangte das Dörfchen auf die traurige Liste der Orte in Tschetschenien, wo Völkermord begangen wurde, wie Dady-Jurt, Chaibach, Samaschki und etwas später Goitschu (Komsomolskoje), und wurde für immer zum Symbol der Grausamkeit auf der einen Seite und der Rechtlosigkeit auf der anderen.

Die Stadt Grosny wurde einst zur Einschüchterung der Tschetschenen gebaut, von dem für seine unmenschliche Grausamkeit gegenüber der einheimischen Bevölkerung berühmten General Jermolow, der im 18. Jahrhundert die russischen Truppen zur Unterwerfung Tschetscheniens befehligte und die Devise ausgab: „Der leiseste Ungehorsam, und eure Auls werden zerstört, eure Familien verkauft, eure Dörfer in Asche gelegt, eure Frauen und Kinder niedergemetzelt...“ Jermolow hatte in den Jahren der „Zivilisierung“ der Tschetschenen mehrfach verkündet, daß es „unter Himmel und Sonne kein heimtückischeres und gemeineres Volk als dieses“ gebe. Sein monumentales Denkmal - mit seinem imposanten Backenbart und seinem in den Sockel gemeißelten berühmten Ausspruch „Ich finde keine Ruhe, solange noch ein Tschetschene lebt“ - stand in all den Jahren der Sowjetmacht auf einem der zentralen Plätze in Grosny, wurde von Tschetschenen allerdings regelmäßig in die Luft gejagt und von staatlicher Seite immer wieder restauriert; schließlich bekam es zum Schutz gegen Sprengungen oder „Schändungen“, wie es offiziell hieß, eine bewaffnete Wache rund um die Uhr. Diese

Stadt war ursprünglich eine Festung, erbaut auf dem Platz einiger von eben jenem Jermolow niedergebrannter tschetschenischer Ortschaften und wurde darum Grosnaja Krepost (bedrohliche, schreckliche Festung) genannt, bedrohlich natürlich für die Tschetschenen; diese Stadt ist heute die Hauptstadt zweier Parallelstaaten, der Tschetschenischen Republik Itschkeria, die sich nicht unterwirft und den verzweifelten Widerstand in diesem zehnjährigen Krieg fortsetzt, und der Tschetschenischen Republik, ohne den das Russische Reich empörenden Zusatz Itschkeria, deren Anhänger aus Überzeugung oder gezwungenermaßen beschlossen haben, sich als Russen anzusehen; in dieser Stadt gibt es keinen Meter Erde, der nicht von Menschenblut getränkt wäre. Grabe an jeder beliebigen Stelle nur einen Meter tief, und du stößt auf verscharfte Leichen, auf teils verweste, teils noch frische Gebeine von Menschen, die in den Jahrhunderten des pausenlosen Terrors spurlos verschwunden sind. Jeder Stein in den Ruinen, jeder Grashalm, jeder Klumpen Erde, freigebig mit Blut gedüngt, bewahrt in sich unerforschte Geheimnisse, Bände ungeschriebener, blutiger und unmenschlicher Geschichte.

Aber es ist seit Jahren verboten zu graben, um das rosige Bild von „Wiederaufbau und Demokratisierung Tschetscheniens“ nicht zu verderben.

Die Geschichte Grosnys ist überall zu lesen, an den Ruinen der Häuser, an Haustüren, auf Reklameschildern, an den Pforten

aufgegebener Privathäuser. Es sind Inschriften, die Unbekannte nachts hinterlassen haben.

Zu Beginn des Krieges, als Kolonnen von Flüchtlingen aus Grosny weggingen ins benachbarte, damals noch friedliche Inguschetien, hatte auf dem Weg des Flüchtlingszugs jemand eine Inschrift angebracht: „Im Paradies ist es besser als in Inguschetien“, womit gemeint war, daß es besser sei, in Tschetschenien zu bleiben, den Russen Widerstand zu leisten, zu sterben und ins Paradies zu kommen, als im fremden Haus zu vegetieren und gedemütigt zu werden.

Ich weiß nicht, ob diese Sorge die Hunderte von Flüchtlingen jener Kolonne zu schätzen wußten, die im November 1999 am Eingang des Tunnels, über dem diese Inschrift zu lesen war, von Bombenfliegern angegriffen wurden. Flugzeuge mit verwegenen russischen Piloten warfen damals tonnenschwere Bomben auf die Flüchtlingsautos; zwei davon trafen das Zentrum des breiten Lenin-Prospekts und rissen zwei riesige Krater, in denen zwei LKWs und ein Bus, vollbesetzt, vor allem mit Frauen und Kindern, begraben wurden. Im Umkreis von einigen hundert Metern verstreut lag Küchengeschirr, das diese unglücklichen Menschen hatten retten wollen, lagen Kinderschuhe, Spielzeug, Leichenteile, Arme, Beine, Haare... Schreie und Stöhnen, Flehen um Hilfe, Verwünschungen... Grosny, Grosny, wie oft hast du deinen Namen gerechtfertigt!

Eine andere Inschrift am Eingang in die Hauptstadt lautete „Willkommen in der Hölle!“, was auch der Realität entsprach.

An dieser Inschrift mußten Tausende von Freiwilligen vorbei, die in die Stadt kamen, noch bartlose blutjunge Männer, in Uniform oder in Zivil, in Gruppen oder einzeln, aber unbedingt mit einer Waffe in der Hand, einer alten „Kalaschnikow“, deren Schaft abgewetzt war, einem Granatwerfer oder sonstigem Gerät. Was dachten sie damals, was machte sie so freudig und erregt? Man weiß es genauso wenig, wie man erfuhr, wie viele von ihnen später in ihre Häuser zurückkehrten, zu den weinenden und wartenden Müttern, Ehefrauen und Liebsten...

„Frieden für die Welt“ verkündet eine noch aus Sowjetzeiten erhaltene, wenn auch vielfach durchschossene Inschrift an einem der zerstörten Häuser. Darunter haben russische Soldaten hinzugefügt „Und für uns Tschetschenien!“ Etwas weiter ein anderes Meisterwerk der Wandmalerei: „Ergib dich, Tschetschenien, Jermolow kommt!“ Das ist bereits Klassik und stammt von Puschkin, der sich mit poetischem Ungestüm für einen Mörder begeisterte, nur weil dieser anfangs mit den Dekabristen sympathisierte, die er später, was Puschkin vergaß, zynisch verriet.

In der Lenin-Straße (immer wieder dieser Name!), am Eingang des mit Stacheldraht und einem Minenfeld gesicherten Sperrgebiets waren am Tor des russischen Postens die Worte zu lesen: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!“ Wie an Dantes Höllentor. Und wirklich war für viele Zehn-, vielleicht gar Hunderttausende Menschen – wer hat sie gezählt? – dieses mit einem khakifarbenen Sonnenschutznetz verhängte Tor die

letzte Tür, durch die sie gingen und aus der sie nie zurückkehrten.

So ist es nicht verwunderlich, daß mir in München als erstes ein massives Tor auffiel, in das die Worte gemeißelt waren „DEM SIEG GEWEIHT IM KRIEG ZERSTÖRT ZUM FRIEDEN MAHNEND“, die mir rätselhaft vorkamen, denn da ich nicht Deutsch spreche, verstand ich nur das Wort „Krieg“. Zwanzig Meter weg stand meine vierjährige Tochter, im Krieg gezeugt in einer flüchtigen Nacht, die ich im Berglager der tschetschenischen Kämpfer verbrachte, wo sich viele Jahre der Vater meiner Tochter aufhielt, wohin ich mich höchstens ein- oder zweimal im Jahr durchschlagen konnte und wo ich bei jedem meiner heimlichen Besuche, die von Millionen Gefahren begleitet waren, immer weniger alte Bekannte wiedersah, denn fast täglich fielen welche, und fast täglich kamen Neue; meine vierjährige Tochter, aus ihrem Haus vertrieben und ohne rechte Vorstellung, was ein „Zuhause“ ist, beginnt dennoch jeden Morgen mit der Frage: „Wann kehren wir nach Hause zurück?“; überzeugt, daß alle Flugzeuge und alle Wolken über München in Richtung Grosny ziehen, wünscht sie ihnen eine gute Reise; sie glaubt, daß diese Flugzeuge oder Wolken – letzteres würde sie vorziehen - uns eines Tages holen und zu den Ruinen und den „Russen“ bringen werden, die sie gleichermaßen fürchtet - die Ruinen, von denen sie sagt, daß „Häuser so werden, wenn mit Schienenpistolen auf sie geschossen wird“, und die Russen, von denen sie bis heute denkt, daß sie die Absicht haben, sie zu



töten, weshalb sie Angst vor Uniformierten hat, sogar vor friedlichen deutschen Polizisten, die ihr hin und wieder übers weißblonde Haar streichen; meine Tochter, aus ihrem Haus vertrieben, ohne Zuhause, sammelte vor ein paar Tagen zusammen mit deutschen Nachbarkindern Geld für ein Heim für obdachlose Münchner Hunde und Katzen, und ob es nun an ihrem zarten Alter lag oder an dem für immer in ihren Augen erstarrten Ausdruck von Demut und Erwartung, jedenfalls war sie sehr erfolgreich und bereicherte nach zwei Stunden „Arbeit“ den Fonds des Tierheims um 2 Euro und 84 Cent.

Als ich zum erstenmal nach Deutschland kam, ging ich, berauscht von dem sonderbaren Gefühl unverhoffter, kurzwährender Freiheit und Sicherheit, in alle Ausstellungen, Museen, Theater, an all jene Orte, deren Existenz ich schon fast vergessen hatte. In diesen Tagen sah ich zufällig Bilder einer deutschen Malerin. Man erzählte mir eine Geschichte über sie.

Sie hatte eine Installation angefertigt, indem sie auf beschriebene Blätter, die einmal zu einer Stasi-Akte gehört hatten, ein Bild malte. Bei der Ausstellung staunten alle über die schöne Idee und lobten sie, aber niemand begriff, daß dieser „Rohstoff“ ihr eigenes Stasi-Dossier war, in dem die wachsamen DDR-Genossen, Kollegen des sowjetischen KGB, jeden ihrer Schritte, jedes Wort, jede Begegnung festgehalten hatten; niemand begriff, daß nicht nur schöpferische Phantasie der Künstlerin dieses Bild eingegeben hatte, sondern das eigene Schicksal.

Das Schicksal eines Menschen, was ist das eigentlich? Was, wenn nicht Splitter des Gedächtnisses, Splitter beunruhigender, falscher, völlig unsystematischer und zuweilen verräterischer Erinnerungen, die unser weiteres Leben bestimmen, die nicht zulassen, daß wir im Strudel der Ungewißheit und eines ewigen, unstillbaren Durstes untergehen? Da fallen mir die Worte eines mir nahen Menschen ein, der geschrieben hat: „Die Seele eines Menschen ist keine Datei, die wieder leer ist, wenn du alle Zeichen löschst, und sich immer wieder mit neuem Sinn und neuem Inhalt füllt, sobald du etwas anderes schreibst ... Nein, in der menschlichen Seele löscht jede von dir gelöschte Erinnerung auch einen bedeutenden Teil deines Wesens und verwandelt deine Seele in einen armseligen und kraftlosen Invaliden ...“

Zu Beginn des Krieges hatte ich einen Traum: Wenn all das vorbei ist, fahre ich in ein fernes und warmes Land, wo ein Meer ist, wo es nie Winter wird, und sitze nächtelang am Ufer, bis ich mein ganzes Gedächtnis getilgt habe.

Wenn ich heute an die Menschen denke, die von allen, die mir kostbar waren, noch am Leben sind, dann hoffe ich, daß sie mich nicht vergessen haben, daß sie sich noch an mich erinnern und auf meine Rückkehr warten, und ich versuche, in ihrem Erinnern Trost für mich zu finden, als hinge nur davon jede Sekunde meines Lebens ab, als hinge auch die Tatsache meines Verweilens diesseits der Realität davon ab, daß sie irgendwo auf der Welt leben, sei es der Vater meines Kindes, das ihn nie gesehen hat, sei es meine Mutter, aus täglicher Sorge um mich

vorzeitig gealtert, seien es meine Freunde, die mich in Zeiten meiner journalistischen Unvorsichtigkeit, genauer, Waghalsigkeit, viele Male gerettet und versteckt haben, seien es meine Nachbarn, obwohl ich mit vielen von ihnen seit Jahren nicht mehr offen gesprochen habe, denn in jener Realität durfte man niemandem trauen außer den allernächsten, vielfach erprobten Menschen, seien es die Toten, die ich ganz am Anfang noch gezählt habe, bis ich bei der Zahl 380 aufhörte, weil ich begriff, daß die Liste endlos würde, die Toten, die mir manchmal lebendiger vorkommen als ich mir selbst; ich weiß, daß ich das alles vergessen könnte, wenn ich wollte.

Aber ich will nicht.

Wenn ich das alles vergesse, was bin ich dann? Ein minderwertiger Schwachkopf ohne Gedächtnis, allen und mir selber eine Last, einsam wie ein nach einer Naturkatastrophe stehengebliebener dünner Fels, kalt und hilflos, von Winden umtost und dazu verurteilt, daß Wind und Zeit ihn langsam, aber sicher abtragen, in Staubkörner und Steinchen verwandeln, bis eines Tages an der Stelle, wo er stand, nur noch Ödnis oder Asche ist.

Darum werde ich das alles in Erinnerung behalten – für mich.

Aus: PEN-Zentrum Deutschland: Die Zeit ist ein gieriger Hund. Stimmen aus dem Exil. Darmstadt, 2005.

